

Die Eidechse.

Von Luigi di San Giusto.

Toto Scagliolo, der wohlhabendste Bauer von Trefaro, war zugleich der glücklichste Mann der Welt. Das heißt, er war es, bevor er seinen großen „Unfall“ erlitten hatte. Zeit und Wohlgefühle, gemüthlich und friedliebend, war er ein Gegenstand des Neides für jedermann. Daß es so glückliche Menschen gab! Was immer er nur berührte, geriet ihm in die Hände und Schweine waren die fettesten des ganzen Dorfes, seine Schöne die wohlgerathensten, seine Frau das beste Weib weit und breit. Über eines schönen Tages nahm die ganze Herrlichkeit ein jähes Ende, und zwar durch diesen verdamnten „Unfall“.

Anfangs maß man ihm gar keine besondere Wichtigkeit bei, aber schließlich konnte es doch nicht länger übersehen werden, daß der brave Toto von Tag zu Tag magerer und übelkanniger wurde; die Augen blühten gar nicht mehr so sorglos in die Welt, wie in früheren Tagen, das Fleisch seiner sonst so rosigen Wangen hing schlaff herunter, er bekam eine gebeugte Haltung, und was wohl das Aergste ist, was einem Menschen passieren kann, geschah: Toto hatte seinen guten Appetit vollständig verloren.

Seine Gevattern und Nachbarn schüttelten vergeblich die Köpfe; so lange flüsterter sie es einander in die Ohren, daß es mit Toto nicht seine Wichtigkeit habe, bis es endlich auch Agostina, des armen Mannes Gattin, hörte. Gewiß sei er von einer schrecklichen Krankheit befallen, meinten sie, oder es sei auch möglich, daß er durch den Witz eines „bösen Auges“ verrufen worden sei. Wollte sich er auch vom „bösen Geist“ befreien, der nun in ihm herumkreure und ihn mager und hager mache, wie einen Welschrod.

Und es kam so weit, daß der arme Toto, der sich von Tag zu Tag schlechter fühlte, und der kaum mehr die Kraft besaß, sich aus seinem Bett zu erheben, einem seiner Söhne befehl, zu Luca, dem Nachtwächter, zu gehen, um ihn zu einem Besuch bei dem Kranken aufzufordern.

Es gab zwar im Orte auch einen „wirklichen“ Doctor, aber an den wendete man sich nur in den äußersten Fällen. Außer, wenn es mit einem schon zu Ende ging, zog man es immer vor, teils aus Sparamkeit, teils aus Verachtung der ärztlichen Wissenschaft, sich an den alten Luca zu wenden, der sich der Kranken so lange annahm, bis eine Besserung in ihrem Befinden zu bemerken war; wollte dies aber durchaus nicht eintreten, sondern verschlimmerte sich im Gegenteil der Zustand des Patienten immer mehr, so gab er ihnen den wohlgemeinten Rat, es beließe doch mit dem „Doctor“ zu versuchen. Aber die Einsicht, daß keine Mittel vielleicht doch nicht ausreichend seien, kam dem guten Luca gewöhnlich erst so spät, daß es meistens schon zu spät war, und so kam es auch, daß jene Patienten, deren Behandlung Luca bis zu Ende führte, wohl gesundeten, diejenigen aber, die er dem Doctor überliefern mußte, meistens starben. Was da zu beitragen, Lucas Nennomes in demselben Maße zu heben, wie jenes des Doctors herabzubrüden.

Also Luca kam auch zu Toto Scagliolo, besah sich den Kranken, schüttelte den Kopf und sagte: „Wäre Sache das!“

„Nachbar Luca“, würgte der Kranke ächzend hervor, „ich will dir sagen, was mir eigentlich fehlt! Und du wirst mir dann gewiß helfen können! Also höre, Luca: ich habe eine Eidechse in meinem Magen!“

„Eine Eidechse!“ schrien Luca und Totos Gattin und Söhne im Chor, und die Nachbarn, die der ärztlichen Untersuchung beiwohnten, wiederholten schauernd: „Eine Eidechse!“

„Ja, jetzt wird ihr es endlich! Ihr werdet es mir vielleicht nicht glauben, aber ich weiß es ganz sicher! Ich habe bis heute geschwiegen und mich ein ganzes Jahr von dieser niederträchtigen Bestie quälen lassen, weil ich noch immer gehofft habe, daß sie sich eines Tages wieder so empfinden wird, wie sie gekommen ist. Aber jetzt sehe ich, daß es so nicht weitergehen kann, und wenn du, Luca, mir nicht helfen wirst, werde ich keine acht Tage mehr leben!“

„Aber um des Himmels willen, wie war es denn nur möglich, daß...“

„Es war also im verflochtenen Sommer, genau Maria - Himmelfahrtstag, an dem ich doch immer Gänge zum Essen bei mir habe... Wir hatten alle ein wenig über den Durst getrunken, und nach dem Mittagessen war es mir vom vielen Wein schon ganz heiß geworden; der Schlaf überkam mich, und ich legte mich ein wenig bei der Mauer nieder, die an meinen Weingarten grenzt, weil dies der einzige Ort war, wo man ein bißchen Schatten finden konnte! Ich schlief ganz ruhig einige Stunden... Und ich, ich muß euch erzählen, daß ich, besonders wenn ich tief getrunken habe, die schlechte Gewohnheit habe, mit offenem Munde zu schlafen... Meine Frau kann es euch bezeugen! Wollte ich nicht aus meinem Schla-

fe empor, weil ich spüre, daß mir etwas Kaltes über das Gesicht kriecht! Und ich sehe, so genau, wie ich euch alle jetzt vor mir sehe, daß eine große, grüne Eidechse sich auf meinem Gesicht ringelt... Ich freude schnell die Hand aus, um sie zu fassen, aber sie, poß tausend, ist noch schneller als ich, kriecht mir gerade in den Mund hinein und huscht von da aus rasch in meine Kehle, bevor ich noch vor Schrecken imstande bin, die Zähne zusammenzubeißen... Noch heute erscheint es mir wie ein großes Wunder, daß ich nicht an ihr erstickt bin! Einen Moment verschlug es mir den Atem... aber dann spürte ich, wie sie mir in den Magen schlüpfte, und begann, darin herumzukriechen. Nun also, seit damals habe ich sie in mir; sie ist mit mir, das heißt, sie verschlingt das wenige, das ich in meinen Magen hineinbringen kann! Ihr seht doch, wie mager ich geworden bin! Ich habe es schon versucht, sie verhungern zu lassen, indem ich eine ganze Zeitlang nichts aß! Aber dieses Biest lebt davon, mich aufzufressen! Und sie verursacht mir so schreckliche Schmerzen! Sie gräbt mir ihre Zähne ins Herz, — ich glaube, daß sie mir schon die Hälfte davon aufgefressen hat! Ach, welche Qualen ich ausstehen muß, weiß Gott allein! Mehr als ich zehn Törten wünschen würde! Aber so kann es nicht weiter gehen! Einmal Tages wird mir nichts andres übrig bleiben, als meine Plinte zu nehmen und mir mitten in den Magen hineinzufressen, nur damit diese Kreatur endlich krepieren solle, auch wenn ich selber mit ihr zugrunde gehen müßte.“

Ein allgemeiner Schreckensruf erhob sich bei Totos Dichtung und die arme Agostina begann laut zu heulen und ihre Haare zu rauen.

Aber Luca beruhigte den Unglücklichen und versprach, alles mögliche zu unternehmen, um ihn von seinem schrecklichen Leiden zu befreien.

Jetzt begann für den armen Toto eine furchtbare Zeit. Er verlor allmählich die verschiedensten Gebräue, und man verlor ihm so vielerlei Arten von Umschlägen und brennenden Pflastern, daß sein gelappter Körper gerötet und entzündet war, als ob er schwere Brandwunden erlitten hätte. Aber nichts wollte helfen. Nicht die Bluteigel, die ihn auslaugten, noch die vielen Purgantien, die ihn immer mehr und mehr herunterbrachten, so daß er endlich mehr einem Scelett gleich, als einem lebenden Menschen, Agostina, die sich schon als Witwe sah, ging den ganzen Tag heulend umher und verzweifelte trotz der vielen Krzer, die sie allen Heiligen für das Geseundmachen ihres Totos darbrachte.

Als die Sache endlich so weit gediehen war, daß Luca den Priester holen ließ, damit er den Kranken mit geweihtem Wasser bespreuge, um den Furch zu bannen, und als auch diese heilige Handlung auf die Eidechse keinen Eindruck zu machen schien, da mußte endlich ein großer Entschluß gefaßt werden...

Einmal Tages entschied sich Luca, seine Herrschaft einem andern abzutreten, und er gab Toto den Rat, sich einmal den Arzt holen zu lassen. Der Vorschlag wurde allseits mit großem Widerwillen aufgenommen; das hieß ja soviel wie den Totengräber holen... Und Toto wußte, wenn Luca ihn aufgab, so war er also jetzt schon ein verlorener Mann... Sollte also nur der Doctor kommen... jetzt war ja ohnehin schon alles gleich.

Der Doctor war ein bürerer holerischer Mensch, den der Krzer mit den bornierten Bauern schon ganz verachtet hatte. Er kam zu Toto, betrachtete und belastete ihn von allen Seiten, schüttelte dann den Kopf und sagte in barschem Tone: „Sehen Sie den Kranken auf einen Wagen und führen Sie ihn ins Spital nach Neapel!“ Dann ging er wieder.

Ein neuer Ausdruck der Verzweiflung folgte diesem Rate, denn man glaubte, der Doctor wolle diesmal alle Schuld von sich wälzen und den Kranken einem elenden Tode im Spital überliefern.

Aber Toto war plötzlich aus seiner Verzweiflung erwacht; er richtete sich mühsam im Bette auf und sagte besprechend: „Tut, was der Doctor gesagt hat! Führt mich nach Neapel! Dort gibt es viele berühmte Professoren! Wahrscheinlich werden sie mir den Magen ausschneiden müssen, um die elende Kreatur herauszunehmen!“

Und es mußte geschehen, wie er es wollte, und nach einer Tagreise in seiner kleinen Reisefolge langte Toto, begleitet von seinen beiden Söhnen, in Neapel an.

Der alte Professor Cocchi untersuchte dort den Kranken und überredete ihn, die Eidechse zu lassen, wenn er sich zu einem seiner jungen Assistenten und sagte: „Es ist unbedingt notwendig, daß wir eine Operation vornehmen! Man kann die Eidechse unmöglich länger im Magen dieses armen Mannes lassen!“

Der Assistent Riccio ihn nicht verweigert an, sondern aber sein Wort des Widerstands gegen seinen geübten Vorgesetzten.

„Wenn Sie einverstanden sind und Mut haben“, sagte dieser zu seinem Patienten, der ihm gespannt zuhörte, „so werden wir morgen in Ihrem Magen eine kleine Öffnung machen, um das Tierchen entziehen zu lassen.“

„Und ob ich Mut habe“, sagte der arme Teufel, während sich seine Stirne mit Angstschweiß bedeckte, „aber... werde ich sehr viel leiden müssen?“

„Nicht das geringste, da wir Sie vorher betäuben werden!“

„Oh, geht das wirklich? Ich werde gar nichts spüren? Aber bitte, lieber Herr Professor, machen Sie das Loch nur groß genug, denn die Bestie muß jetzt schon sehr fett und groß geworden sein! Aber werden Sie sie überhaupt finden können? Dieses hinterlistige Tier wird sich gewiß in irgendeinen Winkel verkrühen, damit Sie es nicht sehen können!“

„Seien Sie nur ganz ruhig, mein Lieber! Wir werden Ihren Magen schon vorher mit dem Mikroskop untersuchen, um zu sehen, wo diese verdammte Eidechse sich eigentlich festgesetzt hat!“ sagte der Professor und entfernte sich dann mit ernsthaftem Gesicht, begleitet von fast allen Aerzten des Spitals, die neugierig herbeigeküht waren, „den Mann mit der Eidechse“ anzusehen.

Am nächsten Morgen, nachdem Toto eine schlaflose und aufgeregte Nacht verbracht hatte, hin- und hergeworfen von Hoffnungen und Verzweiflung, erschien der Professor an seinem Bette, umgeben von einer ganzen Schar von Hilfskräften: Aerzten, Studenten und Pflegerinnen. Jeder von ihnen trug irgendein Instrument in Händen, dessen Zweck dem Kranken ganz unklar erschien; aber der erste Ausdruck aller Gesichter machte ihn erbeben. Wollte sich er von lauter Messern, Zangen, Klaffen und scharf riechenden Verbänden umgeben... All dies galt ihm? Ah, jetzt ging es gewiß an sein Leben!

„Nur Mut, Mut!“ sagte der Professor.

Und wirklich fühlte sich Toto von neuem Mut befeelt. Wenn es schon ein Sterben ging, so war es doch noch immerhin besser unter den Messern des Professors, der es mit ihm doch anscheinend wohlmeinte, zu verbluten, als langsam Stück für Stück, von den Zähnen dieser Kreatur aufgefressen zu werden.

Zwei Pflegerinnen legten den Patienten auf den Operationsstisch. Und noch und noch fühlte unser Toto, wie die Furcht wieder Besitz von ihm ergriff. Fests drückte er die Augenlider zu, um nur nicht diese vielen Messern mit den blühenden Messern in den Händen sehen zu müssen. Und doch konnte er diesen Messern nicht böse sein; fast schadenfroß lächelte er vor sich hin, wenn er daran dachte, wie es der Eidechse wohl zumute werden würde, wenn alle diese Messer ihr an den fetten Leib rüden würden. Wenn der Professor sie nur finden könnte!

Noch einmal hörte er eine Stimme zu sich sagen: „Nur Mut, mein Lieber!“ und fühlte, wie einer der Assistenten sich ihm näherte, in der Hand einen scharf riechenden Schwamm, den er ihm vor die Nase hielt. Toto wollte schreien, sich wehren, wurde aber dann ganz still, zog manchmal fest die Luft ein und fiel dann in einen tiefen Schlaf.

„Dies ist einer der seltsamsten Fälle von Autosuggestion, der mir je vorgekommen ist!“ sagte der Professor Cocchi lächelnd. Was ist es, Andriani, halten Sie die Eidechse bereit!“

Der Vorgesetzte, einer der Assistenten, holte aus dem Hintergrund des Zimmers ein Glasgefäß, in dem sich, zwischen Blättern versteckt, munter eine große, grüne Eidechse herumtummelte.

„Recht so! Und nun müssen wir dem guten Mann eine kleine Wunde beibringen! Und aufrieben lächelnd machte der Professor mit einem scharfen Messer an der Stelle, wo sich Totos Magen befand, einen ganz kleinen, nur so Haut verletzenden Einschnitt, kaum so groß wie ein Fingernagel. Dann bedeckte er diese kleine Wunde mit einem großen Pflaster, legte über dieses eine ganze Menge Karbolwatte und umhüllte dann den Körper des Operierten mit einer dicken Bandage. Der Patient steckte jetzt in einem solchen Dotselpolster von Verbänden, wie nach einer Operation auf Leben und Tod. Dann erwartete man in Ruhe das Erwachen des Patienten.

„Was ist mit mir geschehen? Was hat man mit mir gemacht? Haben Sie sie gefunden? Wo ist die Eidechse?“ murmelte er.

„Gewiß haben wir sie, da ist die Mikroskopierin! Schauen Sie sie nur auf an, dieses elende Geschöpf! Sie zugrunde richten wollte!“ sagte der Professor, und hielt das Gefäß, in dem die Eidechse lag, dem Kranken hin, der ihre ununterbrochenen Sprünge mit höchst lebhaften Blicken betrachtete. Um sie noch besser zu sehen, nahm Toto dem Professor das Glas aus den Händen und hielt es sich vor die Augen, und den ganzen Tag, dessen keine gütwillige Natur läßt war, sammelnd, schrie er in das Gefäß

hinein: „Verfluchte! Verfluchte! Nicht wahr, Herr Professor, wir werden ihr einen grausamen Tod bereiten, damit sie nicht imstande ist, wieder zu entkommen und einen andern Christenmenschen so unglücklich zu machen, wie sie mich gemacht hat?“

Acht Tage später verließ Toto Scagliolo vollkommen geheilt das Spital, und als er sich unter heißen Dankfugungen vom Professor verabschiedete, äußerte sich auch dieser sehr zufrieden über den ausgezeichneten Erfolg der Operation. Toto kehrte nach Hause zurück, freudig begrüßt von seiner Familie und seinen Freunden, und er begann wieder ein neues Leben.

Wie gut ließ er sich jetzt das Gefassen schmecken, wie wohl verschlief er die Nächte, wie freudig auch wieder seine Arbeit! Er war kaum wiedergewonnen, so ruhig sah er aus nach all diesen Monaten der Qual... Und überall verbreitete sich die Nachricht von dem Wunder, das an Toto geschehen sei, und dem Professor Cocchi in Neapel strömten viele Patienten zu, bis eines Tages... Eines Tages erschien unser Toto wieder im Spital, blaß und aufgeregter, und er bat, mit dem Professor Cocchi sprechen zu dürfen.

„Was gibt es denn schon wieder?“ rief dieser ihm zu, ein wenig aus der Fassung gebracht durch das läbliche Aussehen seines Expatienten, den er doch so vollkommen geheilt entlassen hatte.

„Es ist nur, Herr Professor... ich komme nur deswegen... aber Sie dürfen wirklich nicht böse sein! Ich komme nur wieder wegen einer Idee, die ich gehabt habe... und meine Frau meint auch... ich bin zwar heute vollkommen gesund und es geht mir sehr gut. Und ich freue mich auch darüber, daß man mir hier gesagt hat, die Eidechse sei zu Asche verbrannt worden. Aber... wenn sie vielleicht Eier oder gar schon Junge in meinem Magen zurückgelassen hätte!“

Für einen Augenblick starrte der Professor ihn an, wie auf den Kopf geschlagen, fassungslos, ohne ein Wort der Erwiderung finden zu können. Dann sah er seinem Patienten ins Gesicht, das wieder ganz verzerrt schien durch eine schreckliche Angst, durch eine Angst, die imstande wäre, das ganze glänzende Heileresultat zu nichte zu machen...

Und endlich fand der Professor die erlösende Antwort: „Seien Sie nur ganz ruhig! Was Sie da sagen, ist etwas ganz Unmögliches! Die Eidechse — war doch ein Männchen!“

Hungertuch und Schmachtlappen.

Die Redensart „am Hungertuch nagen“ kennt jeder, ebenso weiß jeder, daß man einen hoffnungslos verliebten, sich vor Sehnucht abhärmenden Jüngling mitunter mit dem Schmeißelnamen (?) „Schmachtlappen“ beehrt, aber woher diese eigentümlichen Bezeichnungen stammen, das ist den wenigsten bekannt.

Die ältere katholische Kirchendisziplin verordnete, daß beim Beginn der großen, vierzigstägigen Fasten zwischen dem Chor und dem Kirchenschiff eine große Decke ausgespannt wurde, eine Sitte, die inzwischen wieder abgenommen zu sein scheint. Diese Lächer, Hungertücher, scherzhaft auch wohl Schmachtlappen genannt, waren in anscheinlich Kirchen oftmals äußerst kunstvoll mit Stickereien und dergleichen verziert. Da diese Hungertücher sonst kaum weitere Benutzung hatten und die Sitte, wie angedeutet, in Verfall geriet, so sind die Hungertücher verschwunden, zerfallen oder, da sie oft mehrere Meter lang waren, in einzelnen Stücken zu anderen Zwecken verarbeitet worden. So ist es gekommen, daß die Hungertücher zu den allerfeinsten kirchlichen Altertumsgegenständen gehören. Es sind tatsächlich nur wenige alte Stücke nachweisbar. Nur Hamburg besaß, sollte nicht verfehlen, die beiden Exemplare zu betrachten, die in dem dortigen Kunstgewerbemuseum verwahrt werden. Beide stammen aus Westfalen. In dem einen besonders kunstvoll ausgestatteten Hungertuch sind aufs kunstvollste die kirchlichen Tiere: Pferd, Löwe, Fohren und Papagei eingestickt. Das „fromme“ Einhorn sucht, verfolgt, Schuß im Schoß der reinen Jungfrau. Von dem gewöhnlich grün dargestellten Papagei oder Papagone heißt es, er sei hergestellt, weil er im schönen Grün glänzt wie eine Wiese und doch nicht wie gemeines Gras beregnet wird, sondern immer trocken bleibt, wie das Heil Gibeons. (Buch der Richter, 6. 36-40.)

— Rette dich, wenn du... Ich habe gehört, daß in eurem Abhängerverein recht tüchtig Bier und Wein geschikt wird... — Ja, aber nur so viel, daß der Bier und das Weinlokal unentgeltlich überlassen kann... — In der Schaubude... — Die Dame ohne Unterleib scheint dem sehr schicklichen Kame zu sein... — Ja, sie muß wohl mit dem hinteren Fuß zurecht gekommen sein.

„Franzosekret“

Von Frau Friederichs-Alt.

Was ist das für ein seltsames Wort? Von diesem Worte will ich erzählen, und seine kleine Geschichte aus den Jahren meiner Kindheit mag wie ein flüchtig streifender Schein fallen auf die großen, schwerwuchtenden Erinnerungslasten einer unauslöschlichen Zeit, die nunmehr hundert Jahre zurückliegt.

Schon immer hatte Frau Ulte, unsere alte Wirtschafterin, davon geredet, daß sie ihren einzigen Bruder einmal besuchen wollte. Der war ein Schneider und wohnte in dem großen Fischerdorfe St...

Uns Kindern jedoch schien es komisch, daß Frau Ulte reisen wollte, hatte sie doch immer zu tun, Schweinchen, Entchen und Hühner zu füttern und schließlich das Mittagessen für die Menschen zu besorgen. Wie sollte sie da fortkommen?

Eines schönen Tages wurde es eingerichtet. Es war ein so warmer Tag, ich weiß nicht mehr genau den Monat, vermute aber, daß es Ende Mai gewesen ist. Also nun die liebe Sonne prächtig schien, die Welt in Glanz und Frische dalag, kam auch die Erlaubnis, daß die beiden „Großen“, meine Schwester Helene und ich, mitbrüsten, und das ward unverzüglich schön für uns.

Der Kahn wurde besorgt, das richtige Ruder gewählt, Butterbrote, Tücher und Mäntelchen mitgenommen. Eines mußte meine Mutter tobsticker: Frau Ulte durfte sie die Kinder anvertrauen, die paßte auf.

Und die Wasserspur zog Mangel. Fort ging es, den Strom entlang in den Niederwald hinein, wo der große und breite Graben den Weg zum Dorfe St... kürzt. Tief war dieser Graben, sein Wasser ganz schwarz. Ich sah es mit heimlichem Fürchten an und sah sehr still. Weiter und weiter glitt der Kahn, denn rüstig führte Frau Ulte das Ruder, und dann waren wir da.

Da war das große Fischerdorfe, und wir gingen nach dem kleinen Hause, wo der Bruder wohnte. Wir traten in eine kleine, bescheidene Stube; auf einem Fenstertritt sah an seinem Arbeitsplatz der Mann, schmächtig und ein wenig verwaschen. Zum erstenmal im Leben vernahm ich das Wort „englische Krankheit.“ Seine Frau war lang und dünn und hatte ein spitzes Gesicht. Es war aber alles aufgeräumt und sehr sauber. An einem Nagel am Fenster hingen zwei dunkelblaue, litauische Fischerlappen mit feuerrotem Futter von Tuch, an denen er gearbeitet hatte. Sie interessierten mich lebhaft, verzichtete doch meine Phantasie sogleich mit Turnierhelmen der Ritter, da sie den ganzen Kopf umschlossen und nur das Gesicht freigaben.

Gut und freundlich waren die beiden Leute zu uns. Ueber aller ärmlichen Einfachheit lag es wie ein Sonntagsschimmer für meine Seele. Was war es anderes, als jener einfache Mensch herliche Gastlichkeit nach bestem Vermögen?

Die Frau brachte das Mittagessen herbei, einen Kartoffelbrei mit Specksaucen. Ich mochte das gar nicht. Daheim würde ich zweifellos protestiert haben. Hier empfand ich es als dreckig von selbst gebeten, alle meine Wohlgezogenheit zu sammeln. Und so ah ich und schluckte, schluckte.

Danach ging es hinaus in die Sonne vor den kleinen Gartensaum, mußten doch die Nachbarn den Besuch auch sehen! Es war so warm, und der kleine, verwaschene Schneider war so vergnügt!

Wollte ich mich ein wenig auf der Straße. „Ach du lieber Gott, der Mikuleit!“ rief die dürre, große Frau, „der ist schon am hellen Mittag wieder betrunken.“

Da war er schon. Die Witwenmilch sah ihm schlief und vermogte auf dem Haupte, selig taumelte er daher, vor lärmender Jugend begleitet. Alle Weiber umher stellten die Köpfe auf die Straße.

„Ach, die Kinder!“ schrie die Schneidersfrau als er näher kam, und packte aus.

„Schöne Kinder! Keine Fräuleins! Tut Mikuleit keine Fräuleins nicht!“ Die schiefen Miße baldvoll behüllend, torkelte der Betrunkene weiter. „Entfames Franzosekret! (Kret - Kreatur.) du! Schmetterte das Schneideweiß hinterdrein, fuhr mit uns in die Stube, immer noch schimpfend: „Entfames Franzosekret!“

„Was sagt sie, Ulte?“ fragte meine jüngere Schwester.

„Komm' man, komm' man, Kinder“, sagte diese. Und wir blieben in der Stube.

Danach wurden wir müde, saßen bald zurück, und weil ich von der Heimreise nichts mehr weiß, habe ich zweifellos tief geschlafen. Am anderen Morgen fragte uns die Kinderfrau meiner kleinen Schwester: „Na, wie war es denn?“ „Es lang recht verträglich.“ „O, sein“, beilien wir uns zu sagen, „hätten aber doch so etwas wie einen Kaktus in der Stube.“ „Warum meinst du denn, Frau Schneider?“ „O, ich frage dich, was dich denn zu essen getrieben?“

Die Frau stammte aus demselben Dorfe, und ihr verstorbener Mann war dort gleichfalls ein Schneider gewesen.

„Sehr schönen Kartoffelbrei mit Speck und Zwiebeln.“ versicherte ich eifrig, und die Erinnerung an meine gestrige Artigkeit tat mir sehr wohl. Aber Frau Schneider blieb skeptisch und meinte nur, „er“, der kleine Mann, sei gut, „sie“ sei eine rechte Here.

„Ach bitte, Frau Schneider,“ fiel mir ein, „bitte sagen Sie doch rasch: Was ist denn ein „Franzosekret“? Da kam gestern ein Mann, der konnte nicht mehr gerade gehen, und da nahm die Frau uns für in die Stube, und sie schimpfte sehr, und immer ein Wort: Du Franzosekret! Was bedeutet denn das?“

Sie sah mich entsezt an. „Das sag' du ja niemals, das ist ein Schimpfwort, geradezu gräßlich. Die Ulte hat das so an sich, wenn sie in Wut kommt, und keiner sagt es sonst. Sie sagen aber, sie hat es noch aus ihrer jungen Zeit, da hat der Schwiegervater es mitgebracht, als er aus dem Krieg kam, — ein sehr schlimmes Wort.“

Weiter erfürh ich damals nichts. Als uns nach einigen Jahren unsere sere brave alte Ulte verließ, schenkte sie meiner Mutter einen großen und schweren Messingmörser für die Küche. Dabei erzählte sie uns, wie ihr Vater, der ein Förster gewesen sei, im Jahre 1812 nach Rußland mit den Franzosen habe mitgehen müssen, zu Gram und Jammer für Weib und Kind. Einer der Wenigen, die lebend wieder zurückkamen, brachte das Stück eines französischen Kanonenrohrs mit und ließ aus dem Metall zu bleibendem Andenken und Ehrstück zwei große Mörser gießen. Sobald er des russischen Juges und seines Glendes dabei gedachte, geriet er in Wut. Ein Wort für allen Abscheu, alle Bosheit und Niedertracht der Welt, aus dem tiefsten Haß seiner Seele quellend, blieb ihm sein Leben lang anhaften. Nie mehr konnte ich den blühenden Mörser wieder ansehen selber; noch klingen hören, ohne an diese Erzählung zu denken und an das furchtbare Schmachtwort in jener Familie: Du Franzosekret!, entfames.

Massenet und Ernest Meyer.

Als Ernest Meyer zum Ritter der Ehrenlegion ernannt wurde, fragte man Massenet, was er zu dieser Ernennung sage. „Ich bin entzündet“, rief der große Komponist, und begann sogleich ein Loblied über Meyer anzujammern. Jener lächelte. „Warum lächeln Sie?“ fragte der Verfasser Manons. „Ich sage, was ich denke.“ „Na“, meinte der andere, „jedemfalls hegt Meyer Ihnen gegenüber nicht dieselben Gefühle.“ „Wieso?“ „Er hat mir noch vor ein paar Tagen gesagt: „Massenet... Komponist für kleine Frauen... Tintangelammust...“ Entschuldigend Sie, wenn ich Ihnen seine Worte wiederhole, aber Sie haben mich dazu gezwungen!“ Massenet ließ sich nichts anmerken. Er lächelte — aber was für ein Lächeln — neigte sich zu dem Sprecher und meinte vertraulich: „Hören Sie, liebster Freund, ich will Ihnen ein großes Geheimnis anvertrauen. Zwischen Meyer und mir besteht eine Abmachung: wenn man einen von uns beiden um seine Meinung über den andern befragt, ist es ausgemacht, daß er genau das Gegenteil von dem zu sagen hat, was er denkt!“

Omnibus und Notare.

Das Verschwinden des letzten Kaiserdominus in Paris gibt dem Gaulois Anlaß, eine alte Verordnung auszugraben, die aus der Zeit stammt, als Paris seine ersten Omnibusse bekam, und die seitdem noch in Kraft ist, jetzt wohl also auf die Autobusse übertragen sein wird. Nach dieser Verordnung ist es den Notaren verboten, einen Omnibus zu besteigen. Der Amtswürde wegen wohl, wahrscheinlich aber vor allem aus Gründen der Sicherheit. Zur Zeit, als die Omnibusse aufkamen, trugen die Notare noch eine Art Amtstracht: schwarzer Gehrock, weiße Kravatte, und den feierlichen Zylinder, durften sich also in ihrer schillernden Kleidung nicht so ohne weiteres unter die Alltagsmenge legen. Und da ihre Alltagsmappe ziemlich wichtige und wertvolle Papiere birgt, entsezt für diese im Überdange des Omnibus eine gewisse Gefahr. Sie hat wohl diese merkwürdige Verordnung veranlaßt, ebenso wie eine andere, die heute noch den französischen Notar zwingt, im gleichen Hause zu wohnen, in dem er seine Kanzlei hält.

— Zu spät. Ich will Ihnen mal was erzählen, Frau Meyer; aber unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit! — Etwa das von der Müllerin? — Das hat mir die Schulz's schon erzählt. — Die Schulz's? — Da kann man wieder mal sehen: so 'ne Klatschbabe! — Güter Goren. Mutter (zu ihrem kleinen U-8-Geschwister): „Heut habe ich Kurt Neumann lesen hören; an dem müßtest Du Dir ein Teilspiel nehmen!“